

Zeitschrift: Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Gartenkultur =
Bulletin de la Société Suisse des Arts du Jardin

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Gartenkultur

Band: 11 (1993)

Heft: 3

Artikel: Die Raute : eine alte Gartenpflanze

Autor: Rieder, Marilise

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-382235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Raute – eine alte Gartenpflanze

«Wer Gift getrunken, soll Rautensaft trinken, denn die Raute ist sehr wirksam, legt man sie auf Bisse von giftigen Tieren. Wer sich frisch gepflückte Raute umhängt, kann ohne Gefahr hingehen und einen Basilisken töten!»

So steht es geschrieben im «Liber de Simplici Medicina» (Medizin. Kräuterbuch) von Mattheus Platearius, entstanden um 1150 in der Medizinschule zu Salerno. Der Basilisk, ein Fabeltier aus dem Orient, ebenso berüchtigt wie der Drache, war fähig, mit seinem Blick zu töten, der Drache mit seinem Giftatem.

Die Raute zählt zu den ältesten Heil- und Zauberkräutern. Heute gelingt es uns nicht mehr zu ergründen, wie die Menschen der Frühzeit die heilkräftigen Pflanzen erkannt haben. Noch viel unbegreiflicher bleibt uns die Vorstellung ihrer Zauberwelt. Wir haben sie zwar geerbt und bestaunen sie an romanischen und frühgotischen Kirchen, an Bildteppichen, in frühen Kräuterhandschriften, doch ist uns der Sinn für sie weitgehend abhanden gekommen.

Pflanzennamen können Aufschluss geben über eine Pflanze. Der in allen Sprachen fast gleichbleibende Name der Raute zeigt ihre Bedeutung und alte Überlieferung an. Benediktiner Mönche von Monte Cassino hatten sie aus Italien über die Alpen in neu gegründete Klöster gebracht unter ihrem lateinischen Namen *ruta*. Bei den Griechen hiess sie *rhyte*, was gleich wie *ruta* ein bitter schmeckendes Kraut bedeutet. Die deutsche «Raute», wie die französische und die englische *rue*, sind aus dem lateinischen Wort abgeleitet. Bei den griechischen Ärzten hiess sie auch *peganon*, die arabischen Ärzte nannten sie *sedab*, *sadeb*, *alsadeb*, was in den medizinischen Schriften von Alexandrien bis Toledo (Herrschaft der Mauren auf der iberischen Halbinsel) bis zu *sedabum* verändert wurde.

rischen Halbinsel) bis zu *sedabum* verändert wurde.

Botanisch heisst die Raute immer noch *Ruta graveolens*, *grave-olens* = schwer, stark riechend. Zweifellos machte sich die Raute mit ihrem starken Geruch und bitteren Geschmack bei Mensch und Tier bemerkbar; diese beiden Eigenschaften hatten ihr im Altertum zu ihrem Ansehen verholfen. Stark riechenden Pflanzen mass man Zauberkräfte bei; der Geruch vertrieb böse Geister und giftiges Getier. Am bitteren Geschmack glaubte man, oft zu recht, Heilkräfte zu erkennen. Tatsächlich enthält das Kraut der Raute in seinem ätherischen Öl das Flavonglycosid Rutin sowie Cumarine und Alkaloide. Giftig ist die ganze Pflanze. In vorsichtiger Dosierung wirkt sie krampflindernd, diuretisch, leicht beruhigend. Einst diente sie als Abortivum, was nicht immer gut ausging. Heute wird die Raute noch homöopathisch genutzt, vor allem bei Venenerkrankungen und rheumatischen Beschwerden oder in der Tiermedizin.

Italien und der Balkan sind die Heimat der Raute. Im übrigen Europa fand sie als Gartenpflanze weite Verbreitung bis hinüber nach England, wo sie in Versen von Shakespeare Unsterblichkeit erlangte. Bei Burgruinen oder an ehemaligen Weinbergmauern trifft man auf verwilderte Exemplare. Unter den Rutaceen sind Raute und Diptam die einzigen Vertreter, die in nördliche Regionen vordringen konnten; sie schätzen warme, geschützte Lagen mit trockenen, steinigen, kalkhaltigen Böden.

Die Römer weihten die Raute der Diana, einer italischen Muttergottheit, die gleich wie die Artemis der Griechen als jungfräuliche Jägerin dennoch besorgt war für den Nach-

wuchs aller Lebewesen. Als Mondgöttinnen haben sie auch mit den Monatszyklen der Frau zu tun. Die Raute wurde je nach Bedarf eingesetzt, einer Geburt nachzuhelfen oder sie zu verhindern. Im letzteren Fall hatten die Jägerinnen einen tödlichen Pfeil abgeschossen, nicht selten traf er auch noch die Mutter. Die Männer huldigten bei Weingelagen nur der Jägerin Diana; den Wein würzten sie mit Rautenblättchen. Römische Hochzeitspaare erhielten einst Kränze aus Petersilie und Raute aufgesetzt zum Schutz gegen übelwollende Dämonen.

In der römischen Küche war die Raute als Gewürz und Salat beliebt. Grosse Gastmähler begannen die Römer mit Salaten von Rautenblättern, Lattich (*laitue romaine!*), Sauerampfer und Lauch, um die Verdauung anzuregen. Das einfache Volk liebte es, Käse mit Raute, Liebstöckel, Zwiebeln und Knoblauch im Mörser zerdrückt als *moretum* (Mörsergericht) zu essen.

Die Benediktiner Mönche übernahmen die Gartenkultur der Römer und die Kenntnisse ihrer Ärzte. Im «Regimen Sanitatis Salerni», einem in der Medizinschule von Salerno im 12. Jahrhundert geschriebenen Lehrgedicht heisst es: *Ruta facit castum, dat lumen et ingerit astum* (die Raute macht enthaltsam, gibt Licht und flösst List ein). Die Raute fehlte daher in keinem Klostergarten. Sie wurde stets zur Salbei gesetzt, um die Erdkröten von ihr fernzuhalten, welche eine besondere Vorliebe für Salbei hatten. Wir finden übrigens diese Aussage in «Brehm's Thierleben» von 1890 bestätigt: «die lichtscheuen Kröten liegen gern im Schatten von Salbeipflanzen!» – Im Klosterplan von St. Gallen wie auch im Garten des Walahfrid Strabo vom Kloster Reichenau liegen die Rauten- und Salbeibeete nebeneinander. Beide Pflanzen galten als sicheres Mittel gegen jegliches Gift. *Salvia cum ruta faciunt tibi pocula tuta* (Salbei und Raute machen dir die Getränke sicher) be-

sagt ein weiterer Satz aus dem «Regimen Sanitatis Salerni».

Seit der Antike galt die Raute als unerlässlicher Bestandteil des Theriak (Gegengiftmischung aus pflanzlichen, tierischen und mineralischen Ingredientien), der beim Aufkommen der Pest als neue Hoffnung eingesetzt wurde. Aus den Klostergärten war die Raute bald einmal in die Burggärten, Stadt- und Bauerngärten gelangt. Sie war in allen Arzneien enthalten, mit welchen man im Mittelalter die schrecklichen Plagen wie Pest, Aussatz (Lepra), Fallend Weh (Epilepsie), Tollwut und Sumpffieber zu bekämpfen suchte. Sie soll auch Melancholie vertreiben und den Bildhauern, Malern, Schreibern und Studierenden zu besserem «Gesicht» verhelfen. Um die «verpestete Luft» zu reinigen, räucherte man mit Raute, Salbei, Thymian und Wacholderzweiglein die Krankenstuben aus. Die gleichen Pflanzen, als Bündel an die Decke gehängt oder frisch auf den Fussboden gestreut, vertrieben unliebsame Insekten (die Pestflöhe wurden tatsächlich gebannt) und die gefürchteten Kröten oder Schlangen.

Im Elisabethanischen England erhielt die Raute die Bezeichnung *Herb of Grace* (Kraut der Gnade); ihre Bitterkeit wurde zum Symbol für Reue, die Vorbedingung zur Gnade. In ständiger Angst vor neuen Pestepidemien pflanzte das Landvolk Raute an. Kleine Riechsträusschen, *nosegays*, aus Raute und Rosmarin dienten als Präventivum. Heute noch werden sie in der Prozession des Lord Mayor of London getragen in Erinnerung an die Pestzeiten.

Der Glaube an die magischen Kräfte der Raute liess sich nie genug trennen von ihren Heilwirkungen. Als Pflanze der Diana war sie ein «Mutterkraut», wichtig in den Händen der «Weisen Frauen», *sages-femmes*, Hebammen. Weil diese Frauen sich auskannten in der Anwendung gefährlicher Pflanzen, gerieten sie



15. Raute

Raute nach der Natur gezeichnet von Willi Harwesth, aus «Das Kleine Kräuterbuch». Insel Bücherei, Leipzig, o.J.

bei der Männerwelt in Verruf und wurden schliesslich als «Hexen» verfolgt (etwa seit Beginn des 14. Jahrhunderts); mit ihnen ist viel Wissen verbrannt worden. Die Raute blieb unangetastet und bannte nun das Hexen- und Teufelswerk. Ihr Genuss half den Mönchen gegen Liebeslust, sie bewahrte als «Totenkraut» die Verstorbenen auf ihrer Wanderung ins Jenseits vor den lauernden Trabanten des Teufels; sie schützte, in die Wiege gelegt, Kleinkinder vor Krankheiten, sie verhinderte Alb-Drücken und schützte vor dem Blitz. Am Vorabend von Mariae Himmelfahrt suchten die Leute auf dem Land «Weihkrautbüschel» zusammen, die bestimmte Pflanzen enthalten mussten, darunter die Raute; diese wurden in der Kirche geweiht und darauf als ständiger Schutz in Haus und Stall aufgehängt. Wollte man Katzen, Marder und Wiesel von den Hühner- und Taubenhäusern fernhalten, hängte man Rauten auf.



Sehen wir uns eine Raute genau an, so entdecken wir, dass die erste Blüte fünfzählig ist, während die nachfolgenden, seitlich austreibenden Blüten alle vierzählig werden. Diese Eigenart trug gewiss bei zum Zauberruf der Raute. Die fünfteilige Blüte und spätere Frucht ist ein Pentagramm, ein Drudenfuss, also Bann des Bösen. Von der vierteiligen Blüte wird gesagt, sie hätte den Steinmetzen als Vorbild zu den Kreuzblumen der gotischen Kirchturmspitzen gedient; auch hier war die Absicht, das Gotteshaus vor bösen Mächten zu schützen. Wir wären wieder beim giftigen Blick des Basilisken angelangt; bis heute hat sich der Glaube an den «bösen Blick», der Krankheit und Unfruchtbarkeit bewirkt, erhalten. Die Raute steckt noch in Wein- und Grappaflaschen als Aperitiv und Digestiv. Aus der Pharmakopöe ist sie mittlerweile verschwunden.

Einen Hinweis auf die Frage, wie einst die geheimnisvollen Kräfte entdeckt worden waren,

gibt uns Otho Brunfels in seinem 1582 in Strassburg erschienenen «Kreutterbuch». Er erzählt, dass man die Heilkraft der Raute dank dem Wiesel erkannt hat, welches von der Pflanze frisst, wenn es einen Kampf mit der Schlange bestehen will. Ihr giftiger Biss kann ihm dann nichts anhaben.

Marilise Rieder

Bibliographie:

- Behling, Lottlisa. – Die Pflanze in der Mittelalterlichen Tafelmalerei. Weimar 1957.
Brunfels, Otho. – Kreutterbuch. Strassburg 1532.
Fischer, Hermann. – Mittelalterliche Pflanzenkunde. München 1929.
Furlenmeier, Martin. – Das grosse Buch der Heilpflanzen. Zürich 1978.
Genaust, Helmut. – Etymologisches Wörterbuch der botanischen Pflanzennamen. Stuttgart 1976.
Kerr, Jessica. – Shakespeare's Flowers. England 1969.
Magrini, Gigliola. – Les Plantes de la Santé. Paris 1978.
Perger, H. von. – Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864.
Platearius. – Le Livre des Simples Médicines. Paris 1986.
Rätsch, Christian. – Lexikon der Zauberpflanzen. Graz 1988.
Tabernaemontanus T. und J. Bauhin. – New vollkommen Kräuterbuch. Basel 1731.
Watson Minnie. – Old Time Herbs for Northern Gardens. Erste Auflage 1938, Neudruck: New York 1971.